

In der letzten Ausgabe dieser Zeitschrift kritisiert Norbert Hoerster die Tierethik Karlheinz Deschners, die auf das (moralische und rechtliche) Verbot jeglichen Tötens von Tieren zum Fleischverzehr hinausläuft (vgl. Hoerster 2007). Ich möchte diese Kritik zum Anlaß einiger weiterer Überlegungen nehmen und darf gleich zweierlei vorausschicken: Erstens bin ich kein Vegetarier, sondern typischer Allesfresser. Zweitens trete ich selbstverständlich dafür ein, das Leid der Tiere zu lindern. Das ist zunächst sehr allgemein gesagt, denn es bleibt zu klären, welche Tiere überhaupt leidendsfähig sind. Radikale Tierschützer und Tierrechtler wollen allen Tieren die gleichen Rechte einräumen und fordern als moralisches Ideal vom Menschen ein veganes Leben ohne jegliche Nutzung auch tierlicher Produkte, etwa Bienenhonig (vgl. Balluch 2005). Dieser Forderung steht die Realität der Massentierhaltung und der Schlachthöfe gegenüber. Beides darf als Ausdruck einer jeweils extremen Position von Menschen zu nichtmenschlichen Kreaturen gelten. Als Evolutionstheoretiker sehe ich die Dinge etwas nüchterner. Es ist keine Frage, daß sich der Mensch auf höchst brutale Weise gegen Tiere vergeht (man denke etwa auch an das jährliche systematische Abschachten von Robben) und dabei ist, unzählige Tierarten auszurotten. Die romantischen Vorstellungen mancher Tierschützer und Tierethiker bringen aber keine Lösung.

Wer ist ein „Mörder“?

Wenn Deschner und andere, die sich für Tierrechte einsetzen und vom Menschen

eine vegetarische oder gar vegane Lebensweise verlangen, von „Mord“ und „Massenmord“ an Tieren durch den Menschen sprechen, dann sind neben ethischen auch sprachliche Aspekte zu bedenken. In unserem Sprachgebrauch gilt als „Mörder“ jemand, der das Leben einer anderen Person absichtlich auslöscht. Gemeinhin denkt man dabei sowohl beim Mörder als auch beim Getöteten an einen Menschen. Auch unsere Gerichte beschäftigen sich im allgemeinen mit Tötungsdelikten unter Menschen. Ein Rottweiler, der einen Dackel tötet, kann juristisch nicht belangt werden. Nur sein Besitzer wird, falls ihn der Besitzer des getöteten Dackels anzeigt, vor Gericht gestellt und gegebenenfalls wegen Verletzung der Sorgfaltspflicht oder eines ähnlichen Vergehens bestraft. Niemand aber gilt in so einem Fall als „Mörder“. Soweit die gängige Sprachregelung. Die ihr zugrunde liegende moralische und rechtliche Überzeugung ist klar: Nur ein Mensch kann schuldhaft handeln, sich einer Tat schuldig machen und beispielsweise zum Mörder werden. Die traditionelle Ethik befaßt sich daher in der Hauptsache mit dem Handeln von Menschen im Gegenüber zu anderen *Menschen*. Die moderne Tierethik jedoch bedeutet eine entscheidende Ausweitung moralphilosophischer Überlegungen und reflektiert den Umgang von Menschen mit nichtmenschlichen Kreaturen, denen nunmehr auch der Status von empfindenden Wesen und *Personen* eingeräumt wird (vgl. z.B. Wolf 2005). Und schon mag es legitim erscheinen, einen Menschen, der ein Tier tötet, als „Mörder“ zu bezeichnen. Wie aber verhält es sich mit Tieren („Personen“),

die andere Tiere („Personen“) töten? Sind auch sie als „Mörder“ einzustufen?

Spätestens seit Charles Darwin wissen wir, daß in der Natur überall ein Wettbewerb ums Dasein stattfindet, und zwar vor allem unter den Angehörigen ein und derselben Art. Zwar wurde (und wird) Darwin häufig mißverstanden und sein *struggle for life* fortgesetzt als buchstäblicher Kampf mit Klauen und Zähnen gedeutet (und fehlgedeutet), wenngleich er damit keineswegs allein blutige Fehden verstanden wissen wollte (vgl. z.B. Wuketits 2005). Man sieht ja wohl nie etwa Regenwürmer miteinander kämpfen, obwohl auch sie um Raum und Nahrung wetteifern. Aber der Beispiele für das Töten von Artgenossen sind gar viele zur Hand – nicht nur Menschen töten Menschen, auch Löwen töten Löwen und Schimpansen töten Schimpansen. Hier ist nicht der Ort, die evolutions- und sozio-biologischen Gründe dafür zu erörtern, wir müssen aber zur Kenntnis nehmen, daß das Töten von Artgenossen in der Tierwelt nicht eben selten ist. Und daß sich carnivor ernährende Tiere andere Tiere töten und fressen, muß nicht eigens erwähnt werden. Selbst der naturfremd lebende Mensch unserer Zivilisation weiß das zumindest aus Tierdokumentationen im Fernsehen. Das Töten gehört in der Natur zum Alltagsgeschehen. Eine relativ friedvolle Natur wäre allenthalben vorstellbar, wenn es nur Pflanzen auf der Welt gäbe – dann aber gäbe es auch niemanden, der in Kategorien wie „Friedfertigkeit“ *denken* könnte ...

Martin Balluch ist ein radikaler Tierschützer, der in Österreich durch verschiedene Aktionen schon auf sich aufmerksam machte. Wenn er nichtmenschlichen Organismen ein Bewußtsein beiräumt, ist

ihm – aus der Sicht der heutigen Primatologie, Verhaltensforschung und Soziobiologie – durchaus beizupflichten. Wenn er aber beispielsweise behauptet, Hunde seien keineswegs „instinktiv“ Fleischfresser und als repräsentativ dafür seinen Hund Max anführt, den er zu einer veganen Lebensweise erzogen hat – „er bekommt von mir keinerlei tierliche Produkte zur Nahrung“ (Balluch 2005, S. 172) – , dann verkennt er die Natur der Hunde und möchte anhand eines Einzelbeispiels den Fleischverzehr sogar von Raubtieren abschaffen. Schließlich soll ja niemand zum „Mörder“ werden. Sein Hund ist wahrscheinlich zu bedauern oder ist für Vertreter der Familie Canidae nicht repräsentativ. In freier Natur, wohin alle radikalen Tierschützer und -befreier die Tiere wünschen, wäre er jedenfalls nicht mehr lebensfähig.

In der Tierwelt – wenn wir von unserer Spezies einmal absehen – gibt es keine Mörder. Wie grausam uns auch das Verhalten mancher Tiere erscheinen mag: Wir projizieren dabei bloß unser eigenes Empfinden in die Natur. (Vielleicht auch verabscheuen wir manche Verhaltensweisen von Tieren gerade deshalb, weil sie uns gleichsam einen Spiegel vor das Gesicht halten.) Und wir haben keinen Grund und kein Recht (im großen Stil selbstverständlich auch keine Möglichkeit), Fleischfresser zu Pflanzenfressern zu erziehen. Eisbären fressen nun einmal Robbenfleisch und Löwen tun sich an Gazellen und Zebras gütlich. Es bleibt ihnen nichts anderes übrig. Die meisten Biologen würden einen Zusammenhang zwischen Jagen oder Beutemachen und aggressiven Motivationen bei den betreffenden Tieren auch wohl ablehnen. Denn es wäre, wie Vogel (1989, S. 65) betont, „ganz sicher falsch,

den generellen Aggressivitätsgrad einer Tierart mit ihrer räuberisch carnivoren Lebensweise in Verbindung zu bringen, denn Raubtiere sind im Umgang mit ihren Artgenossen [sic!] in aller Regel keineswegs physisch aggressiver als vegetarisch lebende Tierarten (man denke etwa an Stiere, Hirsche oder Tauben).“ Wenn also Menschen, die sich vegetarisch oder vegan ernähren, behaupten, diese Ernährungsweise stimme sie sanfter, dann können sie sich – falls ihre Behauptung überhaupt zutrifft – dabei nicht auf die Natur berufen.

Sind alle Tiere gleich?

Jemand, der eine ungefähre Vorstellung von der Artenvielfalt hat – über eine Million rezenter Tierarten sind bekannt, zoologisch benannt und beschrieben, die Zahl der noch gar nicht entdeckten Tierarten wird auf mehrere Millionen geschätzt –, kann hier bloß eine rhetorische Frage erkennen. Biologisch gesehen spotten ein Regenwurm, eine Waldohreule und ein Dachs jeder „Ver-Gleichung“; der Schimpanse lebt und „agiert“ anders als der Große Panda oder Bambusbär, dieser wiederum läßt in seinem Verhalten und seinen Fähigkeiten kaum Ähnlichkeiten mit dem Europäischen Igel erkennen (dabei gehören alle drei Arten zur Klasse der Säugetiere). Ich habe daher an anderer Stelle (Wuketits 2006) auf die grundsätzliche Schwierigkeit der Tierethik hingewiesen, daß es eben nicht *das Tier*, sondern unzählige Tierarten von höchst unterschiedlichen Komplexitätsgraden gibt. Tierethiker sind daher gut beraten, sich einen zumindest groben Überblick über das System der Tierwelt zu verschaffen. Darüber hinaus meine ich, daß eine moralische Gleichbehandlung aller Tierarten we-

der möglich, noch wünschenswert ist. Wer die gegenteilige Auffassung vertritt, muß sich die Frage gefallen lassen, ob beispielsweise auch die Fiebermücke *Anopheles*, die Überträgerin der Malaria, unser Mitleid verdient und einen moralischen Status genießen sollte. Aber sicher denken die meisten Tierethiker in erster Linie an Säugetiere und Vögel – Tierklassen, deren Vertreter (mit einigen Ausnahmen) uns Menschen im allgemeinen emotional ansprechen. Die von Wilson (1984) als „Biophilie“ apostrophierte Neigung des Menschen, die Nähe anderer Lebensformen zu suchen, findet deutliche (wenn auch individuell unterschiedlich gezogene) Grenzen und erstreckt sich keineswegs auf *alle* Lebensformen. Das wiederum liegt in unserer Natur. Die Evolution durch natürliche Auslese hat uns nicht mit dem Bedürfnis ausgestattet, *allen* Kreaturen dieser Welt unsere hütende Hand zu reichen; was etwa im Falle von Skorpionen und Klapperschlangen auch nicht tunlich erscheinen würde. Wolf (2005) bemerkt sehr richtig, daß Tierethik nicht bei der „Heiligkeit allen Lebens“ ansetzen könne, sondern beim Individualwohl von Tieren. Dem ist hinzuzufügen, daß uns das Individualwohl unserer Hauskatze üblicherweise mehr am Herzen liegt als das Individualwohl eines Kartoffelkäfers, den wir üblicherweise gar nicht als Individuum wahrnehmen.

In seinem erwähnten Beitrag macht Hoerster eine Unterscheidung zwischen Tieren, die in freier Wildbahn leben und Haus- bzw. Nutztieren, also Lebewesen in menschlicher Obhut. Diese Unterscheidung ist insoweit sinnvoll, als die Mehrzahl der von uns getöteten Tiere sicher unter den letzteren zu finden ist. Interessant ist aber folgende Feststellung: „Wer

diese Tiere erzeugt und später tötet, um sie zu essen ..., fügt ihnen ... nicht nur keinerlei Unrecht zu, sondern tut ihnen sogar eindeutig etwas Gutes: Er schenkt ihnen für eine gewisse Zeit ein für sie von einem gegenwärtigen Moment zum anderen im Prinzip immer wieder lohnendes Leben“ (Hoerster 2007, S. 241). Natürlich kann man argumentieren, daß der Mensch grundsätzlich kein Recht habe, Tiere in seine Obhut zu bringen und zu züchten, um sie letztlich zu töten und zu verzehren; daß die Domestikation von Tieren ein Irrweg war (Wolf 2001). Nun können wir aber das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen. Wer heute ernsthaft fordern wollte, alle Rinder, Schweine, Hühner, Enten usw. freizulassen, würde – sofern seine Forderung auf Gehör stieße – unsägliches Leid unter diesen Tieren auslösen. Auf sich allein gestellt wären sie nämlich nicht mehr lebensfähig. Mit anderen Worten: Da wir nun einmal verschiedene Tierarten domestiziert haben, bleibt uns als moralische Verpflichtung, die Tiere in unserer Obhut *artgerecht* zu behandeln (auf Massentierhaltung, Massentransporte usw.) zu verzichten und ihnen zum Wohlbefinden zu verhelfen. Auch wenn „Wohlbefinden“ kein genau meßbarer Zustand ist, drückt es sich (beim Menschen und bei anderen Lebewesen) im allgemeinen doch in der physischen und psychischen Fähigkeit aus, mit der jeweiligen Umwelt gut zurechtzukommen (vgl. Puppe 1996). Der artgerechten Tierhaltung sollte daher auch in moralischer Hinsicht Priorität zukommen. Wenn wir unsere Haus- und Nutztiere bevorzugt behandeln, vergehen wir uns ja nicht zugleich an Wildtieren. Die sollten wir, sofern sie uns keinen Schaden zufügen, in Ruhe lassen. Artgerecht behandelten Haus- und Nutztieren gönnen

wir, auch wenn wir sie am Ende töten, während ihres Lebens ein Wohlbefinden, das sie ansonsten wahrscheinlich gar nicht gewinnen könnten. Manches Huhn, das wir im Garten scharren und Eier legen lassen, würde in freier Natur erst gar nicht das Alter erreichen, das ihm Eier zu legen erlaubt ...

Darf man also Tiere töten?

Die Antwort lautet: Ja. Freilich mit Vorbehalt. Hoerster baut einen zu starken Kontrast zwischen dem menschlichen Leben und dem Leben anderer Spezies auf. Zumindest den Großen Menschenaffen (Orang-Utan, Gorilla, Schimpanse, Bonobo) müssen wir auch *Interessen* einräumen. Ein strenges Tötungsverbot läßt sich daher, wie Birnbacher (2006) bemerkt, nur für diese (und vielleicht noch einige wenige andere) Tiere begründen. Im übrigen gilt: Einmal abgesehen davon, daß nicht alle Tiere gleich sind und wir im allgemeinen gar nicht imstande sind, z.B. einem Alligator mit der gleichen Sympathie zu begegnen wie einem Goldhamster, haben wir ein Recht, uns gegen jene Geschöpfe zur Wehr zu setzen, die eine Bedrohung für uns darstellen. Wenn Rechte der Tiere eingemahnt werden, dann darf man darüber die Rechte der Menschen nicht vergessen (vgl. Wuketits 2006) – vor allem dann nicht, wenn man einsieht, daß evolutionsbiologisch betrachtet auch Menschen ja Tiere sind. Selbst manche empfindsame Wesen, denen wir Personenstatus einräumen, können uns zumindest indirekt gefährlich werden. Klein (1998) führt als Beispiel Mäuse an, die eine Bedrohung unserer Vorräte darstellen können. Wenn gleich vielen von uns eine Maus als überaus sympathisches Geschöpf erscheint (was die Comics-Industrie seit langem zu

nutzen weiß), kann diese Kreatur, in Massen auftretend, unsere Nahrungsressourcen bedrohen. Warum sollten wir das dulden? Wir haben das Recht, diese Tiere in einer Art Notwehrreaktion zu beseitigen, um Not auf unserer Seite erst gar nicht aufkommen zu lassen. Jemand, der sich ein paar Mäuse als Hausgenossen hält, mag das ja anders sehen, sollte sich aber der Realität des Lebens nicht verschließen und einsehen, daß Menschen in sehr unterschiedlichen Lebenssituationen existieren oder zu existieren gezwungen sind. Die Zuneigung zu Tieren darf nicht in Misanthropie ausarten!

Die Realität des Lebens – selbstverständlich auch unseres Lebens – wird von der Nahrungsaufnahme entscheidend mitbestimmt. Der Erfolg unserer Spezies, was auch immer seine Kehrseiten sein mögen, ist wohl nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß wir als omnivore Lebewesen so gut wie alles fressen können, sofern es nur nicht in einem signifikanten Maß giftig ist (vgl. Watson 1971). Vegetarier oder Veganer, die sich also mit pflanzlicher Kost begnügen, sind uns anderen (omnivoren) Wesen immer noch den Beweis für ihre häufig geäußerte Behauptung schuldig, daß der Mensch von Natur aus Pflanzenfresser sei. Vielmehr erscheint es plausibel, daß unsere Gattung in ernährungsphysiologischer Hinsicht ein „Mischstrategie“ ist, fähig, auf verschiedene Diäten auszuweichen, wenn es ihre äußeren Lebensumstände erzwingen.

Um nicht mißverstanden zu werden, beeile ich mich zu betonen, daß jeder und jede auf seine und ihre Weise glücklich werden darf (das ist ja gleichsam ein Wahlspruch der Aufklärung). Dann aber sollte er/sie auch etwas vorsichtiger sein, wenn es darum geht, die Lebensweise anderer

zu beurteilen. Selbst ein so engagierter Tierethiker wie Wolf (2005) warnt vor Sekterergeist auf seiten der „Vegetaristen“. Ich füge dem hinzu, daß Tierethik nicht zu einer Diskriminierung von Menschen führen sollte (vgl. Wuketits 2006). In einer Zivilisation, in der viele Menschen hungern und verhungern – es sieht nicht danach aus, daß sich das in absehbarer Zeit grundlegend ändern wird –, grenzt es an Zynismus, die vegetarische bzw. vegane Ernährungsweise als (moralisch) einzig richtige zu propagieren und pauschal alle diejenigen als „Mörder“ zu bezeichnen, die fleischliche Kost zu sich nehmen. Oder ist es moralisch gerechtfertigt, einen hungernden Äthiopier, der eine magere Ziege schlachtet und verzehrt, um vorübergehend am Leben zu bleiben, das ihm ansonsten keinerlei Wohlbefinden bereitet, des „Mordes“ zu bezichtigen?

Tierethiker sind aufgerufen, auch über die Bedürfnisse des Menschen nachzudenken! Unseren Katzen und Hunden, Kaninchen und Hamstern, die wir uns als Hausgenossen halten, geht es im allgemeinen besser als den meisten Menschen in den Ländern der Dritten Welt.

Literatur:

Balluch, M.: Die Kontinuität von Bewusstsein. Das naturwissenschaftliche Argument für Tierrechte. Wien, Mühlheim/Ruhr 2005.

Birnbacher, D.: Bioethik zwischen Natur und Interesse. Frankfurt/M. 2006.

Hoerster, N.: Es gibt keinen „Mord an Tieren“. In: Aufklärung und Kritik 14 (1), 2007, S. 239-242.

Klein, J.: Ist uns das Töten von Tieren erlaubt? In: Aufklärung und Kritik 5 (1), 1998, S. 80-94.

Puppe, B.: Wohlbefinden bei Nutztieren: